

## Das Besondere im Haiku

Viele japanische Haiku bringen Einzelnes, Besonderes zum Ausdruck, das in bestimmten welthaften Zusammenhängen erfahren wird. Die Gedichte evozieren, um die Dinge herum oder in ihrem Hintergrund, ausdrücklich oder unausdrücklich Atmosphären, Stimmungen, Bewegtheiten, Relationen, zuweilen auch persönliche Befindlichkeiten. Sehr oft erscheint das Besondere als so etwas wie ein Fokus, in dem sich die welthaften Zusammenhänge brechen.

Nun beginnt der Herbst.  
Irgendwo brennt schon ein Licht  
in der Dämmerung.

Buson

Das zuendegehende Jahr und die vertrauten abendlichen Lebensumstände mit dem Aufblinken des ersten Lichtes in der Dämmerung werden nacheinander genannt; zunächst könnte es scheinen, als stünde beides einfach nur nebeneinander. Aber der beginnende Herbst stellt gleichsam die Folie dar, vor der sich das aufscheinende Licht heraushebt. Im Hintergrund empfinden wir so etwas wie die Trauer des Herbstes zugleich mit der Vertrautheit des schwachen Lichtes in der Dämmerung. Keines von beiden wird in ausgezeichneter Weise in den Blick genommen: und doch verbinden sich beide zu einem irgendwie tröstlichen Bild.

Halten wir einige Zeilen aus einem abendlichen Gedicht von Rilke (*Eingang*) dagegen:

Mit deinen Augen, welche müde kaum  
von der verbrauchten Schwelle sich befreien,  
hebst du ganz langsam einen schwarzen Baum  
und stellst ihn vor den Himmel: schlank, allein.  
Und hast die Welt gemacht. Und sie ist groß  
und wie ein Wort, das noch im Schweigen reift.  
Und wie dein Wille ihren Sinn begreift,  
lassen sie deine Augen zärtlich los ...

Der schlanke Baum wird als dieser Besondere, allein Stehende vom müden Blick des vor das Haus Getretenen aus der Umgebung gewissermaßen herausgeschaut. Auch dieses Besondere ist, wie im Haiku, nichts Verbesonderetes, Vereinzelt. Im Gegenteil: es ist selbst vergehendes Moment einer ganzen Welt. Doch das Erblicken des Baumes und das Erschaffen der abendlichen Welt haben – für den Dichtenden und den Hörenden/Lesenden – eine ganz andere Bedeutung als das kleine Licht in der Dämmerung und der beginnende Herbst im Haiku. Die Welt um den Baum hat ihren eigenen Sinn, der ein Begreifen erfordert. Einen Sinn allerdings, der über sich hinaus führt in ein Nichts, in das die zärtlich schauenden Augen das Begreifen hinübergeleiten, – „und hört im Herzen auf zu sein“, heißt es entsprechend in dem bekannten Gedicht *Der Panther*.

Kein „Sinn“ dagegen im Haiku, auch wenn die metaphysisch vorbelasteten europäischen Kommentatoren oftmals bemüht sind, einen solchen darin zu finden. Einfach Herbst, der nichts ist als Herbst, ein Licht in der Dämmerung, das nichts anderes ist als dieses Licht. Aris toteles hat im Schlußkapitel des Buches, in dem der *ousia*

nachgefragt wird, dem, was man dann „Wesen“ genannt hat, gesagt: „Zu fragen, warum etwas es selbst ist, heißt, nichts zu fragen.“ Man könnte auch übersetzen: „nach Nichts zu fragen.“ Und das könnte auch heißen: gar nicht mehr zu fragen, sich bei dem zu beruhigen, was einfach da ist. Die Haiku fragen nach keinem Grund, keinem höheren Sinn. Sie zeigen, wie etwas eben dieses ist, das es ist, und nichts anderes.

Schnee am Morgen –  
die kleinen Vögel  
in Scharen am Reisigzaun.  
Ryôkan

Zitternd sinkt ein Stein  
immer tiefer  
ins klare Wasser.  
Kyoshi

Mondnacht im Winter –  
laut klappern Sandalen  
zur Backstube des Nachbarn.  
Ryôkan

Frühlingsregen –  
eine Ente  
watschelt ums Hoftor.  
Issa

Jeweils ein besonderes, doch gleichsam schüchternes Bild. Kleine Vögel am Zaun, ein im Wasser versinkender Stein, klappernde Sandalen, das Watscheln einer Ente. Jeweils unbedeutende, unscheinbare, unaufdringliche Geschehnisse, die fast zu klein sind, um sie „Geschehnisse“

zu nennen. Aber jeweils eine in sich stimmige Ganzheit: ein verschneiter Morgen, erfüllt von der schwätzenden Vogelschar, ein klarer Teich, dessen Oberfläche durch die immer größer werdenden Kreise des hineingefallenen Steines leicht erschüttert wird, die kalte Winternacht, durch die sich das Klappern des Gangs zur Backstube hören läßt, der alles einhüllende Regen im Frühling, in dem die einsame Ente ihres Weges watschelt. Auch hier könnten wir wohl jeweils von einer Welt sprechen. Doch handelt es sich dann um die begrenzte Welt des je Besonderen, so wie wir im Alltag von der Welt eines Kindes oder der Welt einer spezifischen ökologischen Nische reden.

So evoziert die erste Zeile des Haiku über die klappernden Sandalen unausgesprochen die ganze nächtliche Welt, die ausgebreitete Stille der Mondnacht. Wir spüren die schweigende Weite, – die plötzlich durch das Klappern der Sandalen gebrochen wird. Genauer wird erst jetzt, d.h. weil und indem die erste in die nächsten zwei Zeilen mündet, der nächtliche, mondhelle Raum wahrnehmbar, er erhält seine Bedeutung erst im Gebrochenwerden durch die klappernden Schritte. Wir sehen schemenhaft die Hofstrecke zur benachbarten Backstube vor uns, vielleicht auch die Gestalt mit den Holzsandalen und dem Backblech, und hören doch das Klappern als ganz selbständiges, besonderes Geräusch.

★

Viele Haiku handeln von Blumen:

Nach der Überschwemmung,  
die Chrysanthemen richten sich wieder auf –  
und duften ganz leicht.

Bashô

Es strafft sich wieder  
die schlaff gewordene Aster  
im Rest des Wassers.

Bashô

Der erste Schnee  
beugt  
die Narzissen.

Buson

Wie sehr  
haben Regen und Wind  
Den Süßklee verletzt!

Kyoshi

In verschiedenen Zusammenhängen sind Blumen dem Dichter ins Auge gefallen. Sich-Aufrichten, Gebeugt- oder Verletztwerden machen das verborgene Strahlen des jeweiligen Haiku aus – und sind doch nichts Besonderes. Die Blumen werden jeweils in eine bestimmte Situation hineinversetzt bzw. aus dieser heraus sichtbar. Häufig werden diese Situationen mit mehr oder weniger deutlichen Hinweisen auf die jeweiligen Jahreszeiten angedeutet, die im Haiku entsprechend dessen Bildungsgesetz nicht fehlen dürfen. Die – meist räumlich/zeitlich wiedergegebene – Situation umgibt das einzeln Herausgehobene wie eine Aura. So ergibt sich jeweils ein kleines Bild,

das allein als solches und für sich, als ein unvergleichbarer Moment aufleuchtet.

Ich führe drei Haiku an, die ebenfalls von Blumen, diesmal von Kamelien, sprechen:

Eine Kamelienblüte fiel ab –  
die Landschaft um den See  
erbebt.

Takao

In den dunklen Brunnen  
fällt  
eine Kamelie.

Buson

Im Fallen  
vergießt die Kamelienblüte  
den gestrigen Regen.

Buson

Jedes dieser Haiku spricht von einer einzelnen Kamelienblüte, in deren Evozierung eben diese selbst, aber zugleich viel mehr als nur diese selbst angesprochen ist. Wenn ich an Kamelienblüten denke, so erstehen in meiner Phantasie dunkle Parks mit weitläufigen Wegen, große dunkle Gebüsch, dunkel glänzendes Laub. Kaum eine andere Blüte braucht so sehr das Dunkle als Folie, vor der sich ihr rotes, rosa oder weißes Leuchten abhebt. Man denkt an das Ende des Winters, das Aufbrechen des Frühjahrs. Mich erinnern Kamelien an Gärten am Lago Maggiore oder an weite Parks in Tokyo.

Nicht nur weil Kamelienblüten in besonderer Weise auf ihr Umfeld, die dunkel glänzenden Blätter, zu verweisen scheinen, ist in diesen Haiku so etwas wie ein

ausdrückliches Moment der Welt, in der sie vorkommen, mitgenannt. Die fallende Kamelienblüte wird im ersten dieser drei Haiku nicht als solche und für sich aufgeschrieben, sondern sie erscheint als Bestandteil eines Ganzen, das sich an und mit ihrem Fallen mit einem Schlag verändert. Wenn ich dieses Haiku richtig verstehe, so ähnelt seine Aussage der des Schmetterlingseffekts und der Chaostheorie. Es geht um das Verhältnis zwischen der Bewegung einer einzelnen Blüte und der gesamten Landschaft. Das leise Fallen der Blüte ist ein fast unscheinbares Ereignis. Und doch scheint in diesem Fallen die ganze Umgebung sich zu versammeln und zu erbeben. Es geht um einen Weltaugenblick.

Auch in den beiden anderen Haiku steht eine einzelne Kamelienblüte im Fokus, die auch jeweils wieder als fallende wahrgenommen wird. Vielleicht bezeugt die Blüte im Fallen in besonderer Weise ihr Ein-Einzeln-Sein. Solange sie in voller Blüte da ist, könnten wir unsere Aufmerksamkeit zwar auch auf sie als Einzelne richten, doch vor allem nehmen wir sie als ein Teil des Gebüschs wahr, von dessen dunklem Laub sie sich mit vielen anderen Blüten abhebt. Wenn sie verblüht und fällt, löst sie sich aus dem Verbund, wird sie zu einem vergehenden Einzelnen.

Im ersten dieser beiden Haiku vergeht sie und entzieht sich zugleich ins Dunkel, in ihre nichthafte Unsichtbarkeit. Sie fällt ab und ist nicht mehr da. Die Brunnentiefe hat meistens etwas Geheimnisvolles an sich; viele Geschichten ranken sich um sie. Oftmals steht sie auch für die unausschöpfbare und nicht auslotbare Wahrheit. Ihr begrenztes Rund kontrastiert mit ihrer Unermeßlichkeit. Aber hier geht es nicht um den Brunnen als solchen wie auch nicht um die Blüte als solche. Es geht um die besondere in die Dunkelheit des Brunnens fallende

Kamelienblüte, dieses einzelne Ereignis gerät in den aufmerksamen Blick.

Ähnlich verhält es sich im dritten Haiku. Hier *läßt* die Kamelienblüte fallen, indem sie selbst fällt. Wie ein winziger Wasserfall fließt das Regenwasser des vorangegangenen Tages, das sich fast unmerkbar in den Blütenblättern gesammelt hatte, auf den Boden. Das Fallen der Blüte wird besonders, weil in ihm auch das Wasser, das dort ganz allmählich zusammengekommen war, fällt. Dessen Fallen seinerseits ist nicht für sich selbst interessant, sondern als auszeichnende Besonderheit der fallenden Blüte. Das Einzelne, auf das der Blick des Dichters fällt, ist die im Fallen den Regen vergießende Kamelienblüte. Hier wie da ist das besondere Einzelne ein besonderes „Geschehnis“. Die Welt, in der sich das unauffällige Geschehnis abspielt, ist mit da, sie bleibt aber im Hintergrund, macht den unsichtbaren Rahmen aus, innerhalb dessen sich das Ereignis ergibt. „Hintergrund“ und „Rahmen“ sind vielleicht unzutreffende Bezeichnungen. Gemäßer wäre wohl, im Bezug auf das Vergießen des angesammelten Regens vom Raum oder sogar von der Seinsweise der fallenden Kamelie zu reden. Die Dinge erscheinen zuweilen wie Katalysatoren oder Brennpunkte, in denen bestimmte Situationen und Beziehungen aufgehen bzw. aufgegangen sind; die welthaften Bezüge vermögen im unscheinbaren Geschehen aufzuleuchten.

Zuweilen geht es im Haiku auch nicht so sehr darum, ein Ereignis oder ein Dasein in den Blick zu rücken, sondern die eigene Befindlichkeit oder Situation in einem Bild oder einer Szene wiederzugeben:



Im Frühlingsregen –  
ich streiche sanft  
über die zerbrochene Kürbisflasche.  
Ryôkan

Die Stimmung eines verregneten Tages kristallisiert sich in der besonderen Geste eines fast unwillkürlichen Streichens über die zerbrochene Kürbisflasche. Diese ist nicht einfach nur ein unnütz gewordenes Ding, eben etwas Zerbrochenes. Sie ist im Gebrauch alt und darum lieb geworden. In der Melancholie des Regentages gibt sie ein Gefühl des Zuhause-seins, was immer das im Leben des mal umherziehenden, mal in einer ärmlichen Hütte verweilenden Zen-Mönchs auch heißen mag. Zuhause-sein ist da vielleicht ein Bei-sich-selbst-Sein, das für Ryôkan ein In-der-Welt-Sein im unmittelbarsten Sinne bedeutete, in dem er sein Selbst aufgegeben hatte. Er liebte die Blumen und die Kinder, so daß er über sie die allfälligen Tagesgeschäfte vergaß. Ich denke mir, daß sie für ihn gleichwohl je Besonderes sein konnten, so wie er ihnen am Wege begegnete.

Die Kürbisflasche ist das übliche Tragegerät der Mönche für Wasser und Wein, für Ryôkan sicher ein lebenswichtiger Gegenstand. „Zerbrochen“ muß hier wohl nicht einmal heißen, daß die Flasche gänzlich unbrauchbar geworden ist. Sie ist aber jedenfalls versehrt. Im Japanischen hat das Unperfekte, Unvollständige und sogar Kaputte einen eigenen Wert. Der Begriff des *wabi/sabi* nennt seit Jahrhunderten ein Ideal von Kunst und Philosophie. Seine Bedeutung läßt sich vielleicht in seinem Gegensatz zum griechischen Ideal der Vollkommenheit, Stimmigkeit, Symmetrie verdeutlichen. Die Harmonie oder Stimmigkeit ist ein welthafter Charakter, die einzelnen Momente sind zurückgenommen in ein jeweiliges

Gefüge. *Wabi/sabi* dagegen kommt stets einem Ding zu, das gerade darum besonders ist, weil es nicht vollkommen ist, das also einen „Fehler“ hat, etwa eine Teeschale, deren Glasur einen verlaufenen Pinselstrich aufweist. In unserer Kultur würde sie zum Ausschuß gehören und weggeworfen werden. Für die Japaner aber ist sie eben wegen ihrer Unvollkommenheit ein geschätztes Besonderes. Ähnlich ist das Leben, das der Weise wählt, das der Armut, in der einzelne Dinge ihre besondere Köstlichkeit erhalten können.

In Lumpen, in Lumpen  
Und wieder in Lumpen – das ist mein Leben:  
Zum Essen pflücke ich Kräuter vom Wegesrand,  
Zur Hütte wird Stroh und Bambus gesammelt,  
Im Mondlicht sitz ich versunken die ganze Nacht  
hindurch,  
Wenn ich Blumen seh, vergess ich den Heimweg –  
Ryôkan